



Als Ghandi heiratete . . .

Vor wenigen Tagen starb in Bombay der 17jährige Sohn Ghandis an den Folgen eines Hungerstreiks, mit dem er gegen die ihm im Gefängnis zuteil gewordene Behandlung protestierte. Das nach einer langen Inzsel-Verlag, Leipzig erschienene Buch „Mein Leben“, von Mahatma Ghandi geschrieben, besonders aktuell. Dere große Indier ich darin, von der Kindheit ausgehend, die Begebenheiten seines Lebens bis in die jüngste Zeit. In seiner Schlichtheit ist es ein ergreifendes, ja erschütterndes Buch, das in dem weltgeschichtlichen Kampf für die Freiheit des indischen Volkes ein unvergängliches Dokument bleiben wird. Wir geben hier eine Stelle aus dem Buche wieder, die seine Heirat betrifft:

Ich weiß, bevor ich mit dieser Erzählung zu Ende sein werde, wird mir der Mund mehr als einmal bitter werden von so manchem, was ich zu breichten habe; aber ich kann nicht anders, wenn ich beanspruche, ein Jünger der Wahrheit zu sein. Ich habe die schmerzliche Pflicht, zu allererst von meiner Heirat im Alter von dreizehn Jahren zu erzählen. Wenn ich die Tugenden gleichen Alters um mich sehe, die unter meiner Obhut standen, und an diese meine Heirat denke, so fühle ich Mitleid mit mir selbst, und sie dünken mich glücklich, daß sie meinem Los entgangen sind. Ich sehe nichts, womit man eine so unfinnig frühe Heirat wie die meine moralisch befürworten könnte. Man verstehe recht: ich wurde verheiratet, nicht verlobt. In Karhiawar sind nämlich Verlobung und Heirat zwei streng getrennte Bräuche. Verlobung ist eine vorläufige Vereinbarung zwischen den Eltern des Knaben und des Mädchens, die beiden in einer Ehe zu vereinen, und ist nicht unumkehrbar. Der Tod des Knaben hat für das Mädchen nicht Witwenhaft zur Folge. Das Ganze ist lediglich ein gegenseitiges Versprechen zwischen den Eltern; die Kinder haben nichts damit zu tun; oft wird ihnen nicht einmal davon gesagt. So scheint es, daß ich dreimal verlobt war, ohne zu wissen, wann. Man sagte mir, zwei Mädchen, die für mich erwählt worden seien, seien nacheinander gestorben, und also nehme ich an, daß ich dreimal verlobt war. Es dünnt mir zwar schwach, daß meine dritte Verlobung in meinem siebenten Lebensjahre stattfand; ich erinnere mich jedoch nicht, daß man mich davon in Kenntnis gesetzt hätte. Was ich im folgenden erzähle, be-

zieht sich nicht auf meine Verlobung, sondern auf meine Heirat und Ehe, an die ich die deutlichste Erinnerung habe.

Wir waren drei Brüder. Der erste war bereits verheiratet. Die Eltern beschloßen, meinen zweiten Bruder und einen Bruder und mich selber alle auf einmal zu verheiraten. Dabei war kein Gedanke an unser Wohlergehen, geschweige denn an unsere Wünsche im Spiel. Es war lediglich eine Frage ihrer eigenen Bequemlichkeit und Sparbarkeit. Heiraten ist bei den Hindus keine einfache Sache. Die Eltern der Braut und des Bräutigams richten sich oft völlig darüber zugrunde. Vermögen und Zeit werden dabei vergebend Monate vergehen mit den Zurechtungen, da heißt es: Kleider machen, das Haus schmücken, Vorräte richten für die Mahlzeiten. Jeder strebt, den andern anzustechen an Zahl und Mannigfaltigkeit der Gerichte. Weiber, ob sie eine Stimme haben oder nicht, singen sich heiser, manchmal bis sie richtig krank werden, und stören die Ruhe ihrer Nachbarn. Die Nachbarn ihrerseits nehmen all diesen Trubel und Lärm und all den Sühn- und Unrat, der nach dem Fest übrigbleibt, geduldig hin, weil sie wissen, daß sie über kurz oder lang es selber ebenso treiben werden. Meine Eltern hielten es für besser, den ganzen Kummel ein für allemal abzumachen; das war billiger und machte mehr von sich, denn man konnte mehr Geld aufwenden, wenn die Ausgabe nicht dreimal wiederholt zu werden brauchte. Mein Vater und mein Onkel waren beide alte Männer und wir ihre letzten Kinder. Wahrscheinlich hatten sie den Wunsch, es sich noch einmal vor ihrem Tode so recht nach Herzenslust wohlsein zu lassen. Angesichts all dieser Umstände entschloß man sich zu einer dreifachen Hochzeit, und Monate vergingen, wie gelagert, mit den Vorbereitungen.

Einzig und allein durch diese Vorbereitungen erfuhren wir von dem kommenden Ereignis. Ich glaube nicht, daß es für mich mehr bedeutete als die vergnügliche Aussicht auf schöne Kleider, Trommelmusik, Umzüge, Gelage und ein fremdes Mädchen als Spielkameradin. Die fleischliche Begier stellte sich erst später ein. Ich bin, den Schleier über meine Scham ziehen zu dürfen, abgesehen von einigem wenigen Erwähnungswerten, auf das ich noch zurückkommen werde.

Mein Bruder und ich wurden von Rajkot nach Porbandar zurückgebracht. Mein Vater (Gandhi's Vater war Ministerpräsident des

Staates Rajkot) war durch seine Pflichten als Diwan noch festgehalten, um so mehr, als er bei dem Thakor Sahib in besonderer Gunst stand, der ihn bis zum letzten Augenblick nicht wegließ. Als er es endlich doch tat, bestellte er für ihn Extrapost, mit der es um zwei Tage schneller ging. Aber das Schicksal hatte es anders gewollt. Porbandar ist 120 englische Meilen von Rajkot entfernt, was für fünf Tage Wagenfahrt bedeutet. Mein Vater sollte es in drei Tagen schaffen, aber die Postlatzche warf auf der dritten Strecke um, und er erlitt schwere Verletzungen. Er kam über und über in Verbände gewickelt in Rajkot an. Sowohl ihm, wie auch uns war die Freude an dem kommenden Ereignis halb verdorben, aber es half nichts, wir mußten durchhalten, denn wie hätte man den Hochzeitstag verschieben können? Und ich muß gestehen, daß ich über der kindlichen Lust an den Feststenden den Kummer über die Wunden meines Vaters bald vergaß.

Ich war meinen beiden Eltern ein liebender Sohn, aber dessen ungeachtet den Begierden des Fleisches ergeben. Für mich galt die Lehre, daß man alles Glück in dienender Liebe zu seinen Eltern opfern solle. Und dennoch ereignete sich, wie zur Strafe für meine Sucht nach Genuß, ein mich tief beschämender Vorfall, von dem ich später erzählen werden; die Erinnerung daran ist mir immer wie eine eiternde Wunde verblieben. Nishkalanand singt: „Verzicht auf den Gegenstand der Begierde ohne Verzicht auf die Begierde selbst ist kurzlebig, so sehr man sich auch bemühen mag.“ Sooft ich diesen Spruch singe oder singen höre, bricht die Erinnerung an jenen unseligen Vorfall immer wieder schwärend in mir auf und durchglüht mich mit Scham.

Mein Vater hatte trotz seinen Verletzungen eine tapfere Miene aufgesetzt und nahm vollen Anteil an der Hochzeitfeier. Wenn ich daran zurückdenke, sehe ich heute noch vor meinen inneren Augen die verschiedenen Plätze, auf denen er saß, während er die vielerlei Einzelheiten der Zeremonie vollzog. Ich ließ es mir damals nicht träumen, daß ich im späteren Leben an meinem Vater Kritik üben würde müssen dafür, daß er mich als Kind verheiratet hatte; denn alles an diesem Tage erschien mir gut und recht und angenehm. Ich selber war mit eifriger Begier dabei; und da mir damals alles, was mein Vater tat, über jeden Tadel erhaben schien, so ist mir das Bild jener Vor-

gänge frisch und ungetrübt in Erinnerung. Ich sehe noch heute, wie wir auf unserem Brautstuhle saßen; wie wir die „Sieben Schritte“ vollführten; die „Sieben Schritte“, genannt „Sop-tapada“, werden nach Hindustani von Braut und Bräutigam aufgeführt, während sie das Gelübde gegenseitiger Liebe und Treue ablegen, durch das die Ehe unwiderruflich wird. Das süße Gebäck, „Kansar“ genannt, ist aus Weizen und Zucker bereitet und wird von dem Paar am Schluß der Zeremonie gemeinsam vertheilt; wie die neuvermählten Ehegatten einander das süße Gebäck in den Mund schoben; wie wir miteinander zu leben begannen: zwei unschuldige Kinder, die ahnungslos in den Ozean des Lebens hinausplätscherten. Die Frau meines Bruders hatte mich über mein Verhalten in der ersten Nacht gründlich aufgeklärt. Ich weiß nicht, wer das bei meiner Frau besorgte hatte. Ich habe sie nie danach gefragt und gedenke es auch heute noch nicht zu tun. Der Beser darf überzeugt sein, daß wir beide so aufgeregt waren, daß wir einander nicht in die Augen schauen konnten. Wir waren

viel zu schüchtern. Wie sollte ich zu ihr reden, und was sollte ich sagen? Die Aufklärung konnte mir nicht viel helfen. Aber in diesen Dingen bedarf es im Grunde keiner Aufklärung. Die Erinnerungen aus früherer Geburt sind noch wirksam genug, um alle Aufklärung überflüssig zu machen. Nach und nach begannen wir vertrauter zu werden und unbefangen miteinander zu reden. Wir waren gleichaltrig, aber ich wußte mir bald die Autorität des ehelichen Gebieters zu wahren.

Ich habe bereits erzählt, daß ich zur Zeit meiner Verheiratung noch Schüler war. Wir drei Brüder besuchten dieselbe höhere Schule. Mein ältester Bruder war in einer viel höheren Klasse, aber der zweite, der gleichzeitig mit mir geheiratet hatte, war nur eine Klasse über mir. Die Ehe hatte für uns beide ein verlorenes Jahr zur Folge, ja für meinen Bruder kam es noch ärger, denn er gab schließlich die Schule ganz auf. Gott weiß, wie vielen jungen Menschen es ebenso ergeht. Nirgend sonst wo — als in unserer Hindugesellschaft gehen Schule und Ehe so Hand in Hand.

Mann, der den Faustschlag bekommen hatte, stand ziemlich verächtelt vor seiner Frau und all den Leuten. Aber die Frau, lebenslang und erfahren, bot ihm den Arm und sagte nur: „Wird dir das eine Lehre sein, mein Lieber?“ So moralisch können unmoralische Abenteuer enden!“

Denken Sie an Weihnachten!

Der Groß- und Kleinhandel hat sich bereits auf sein Jahreshauptgeschäft, auf Weihnachten, eingestellt. In unerhört hellem Lichterglanz strahlen die Schaufenster und loden Schaustellige an.

„Denken Sie an Weihnachten!“ mahnt ein zierliches Plakat inmitten einer Aufstellung feinsten Porzellans. Zu zierlich erscheinen die Gegenstände, um täglichen Gebrauch zu dienen. Es wäre für die denkenden Menschen eine größerer Veruhigung, zu wissen, daß die Steingutgeschäfte der Millionen Arbeitsloser täglich genügend gefüllt sind...

„Denken Sie an Weihnachten!“ fordert eine Inschrift vor Bergen von schneeiger Wäsche aus derben und feinen Stoffen. Wieviel tausend deutsche Kinder besitzen nicht viel mehr als ein einziges arnselfiges Hemdchen? Auch Weihnachten wird der wenig oder gar nichts verdienende Vater dem Mangel kaum abhelfen können...

„Denken Sie an Weihnachten!“ Wie einleuchtend wirkt diese Aufforderung im Zusammenhang mit zahlreichen ausgestellten Warm- und Heizapparaten! Der Anblick allein vermag ein Gefühl behaglicher Wärme, würzigen Lannendufstes hervorzuzaubern. Unsere Arbeitslosen werden auch zu Weihnachten nicht mehr zu heizen haben, als sonst, und das ist meistens recht wenig. Und die Kinder, die sonst wenigstens während der Schulstunden im Warmen sitzen, werden auch zu Weihnachten nicht mehr zu Hause sitzen: „Vater, Mutter, es ist so kalt in der Stube...“

In den Spielzeugausstellungen drängt sich kleines und großes Publikum, viele darunter, die doch einen Schimmer von Weihnachten und Weihnachtsgauber sehen wollen. Weihnachten soll doch ein besonderes Fest für alle sein; so lehrt man es doch noch die Kinder?

Schwierige wirtschaftliche Zeiten zu überwinden — so leicht geht ein tatkräftiger Mensch nicht daran zugrunde. Aber auf unabsehbare Zeit ausgeschlossenen sein vom Verdienen, verhindert am Arbeiten, angewiesen auf Unterstützungsgewinnige, die gerade knapp zum Essen reichen, das führt abwärts, in Verelendung, in Trost- und Mitleidslosigkeit hinein. Weihnachten? Wo das bitter Notwendige fehlt?

Und doch: wir, das Klassenbewußte Proletariat, wir denken auch an Weihnachten. Freilich nicht an das verlogene christliche „Fest der Liebe“ der Besitzenden, das für die unverschuldeten Besitzlosen höchstens demütige Almosen, aber nicht das Recht auf Menschsein übrig hat. Ueberspannte Wohlfahrtsintendanten schwebeln ja gerade zu dieser Zeit besonders in „Gefühlen“, weil sie ihre Kumpellammern wieder einmal leerten und überflüssigen und fast wertlosen Hausrat gegen „dankbare Herzen“ verschacherten. Daß dieses Geben kein Geben ist, sondern ein zarter Versuch, das nicht zu Unrecht schlagende Gewissen ob der ungerechten Güterverteilung unter den Menschen zu beschwichtigen, das freilich können diese Leute kaum ansehen. — Nein, wir denken an ein anderes Weihnachten: An die Menschheitsweihnacht, die Weltensonnenwende! Für sie kämpfen wir,

Kleines Abenteuer.

Von Gerhard Frank.

In Paris ist kürzlich etwas Lustiges geschehen. Wieder einmal hatte ein Chemann ein kleines Abenteuer. In diesem Falle haben sogar die Zeitungen darüber berichtet: Die Warenhäuser hatten gerade ihre Ausverkaufstage. Zwischen den Bergen dusterer, weißer Wäsche, berauschend schöner seidiger Schals, Kleidchen und intimer Wäschestücke stauten sich die Anmengen der Käufer. Frauen, die allein waren und Rötliches einkaufen, Frauen die mit ihren Freundinnen gemeinsam über mehr oder minder notwendige Einkäufe debattierten und endlich jene Frauen, die mit ihren Männern einkaufen kamen. Das waren entweder ganz junge Ehepaare, die sich noch nicht trennen konnten und das Alleinsein für wenige Stunden nur schwer ertragen oder sich gemeinsam an den aufgetürmten Herlichkeiten erfreuen wollten, oder es waren ältere Ehepaare, wo „er“ mitgenommen wurde, damit er sein wichtiges Urteil abgab und — wenn es nötig wurde — auch ein wenig bremsste, sobald die Ueberfülle der köstlichen Dinge die Frau zu unnötigen Anschaffungen zu verleiten schien.

Ein Ehepaar, das weder jung noch sehr lange verheiratet zu sein schien, trabte durch die Lichtböje, die schmalen Gänge, über Treppen, an Hunderten von Tischen vorbei, auf denen alles aufgestapelt war, was einer Frau Herz erfreut und eines Mannes Geldbeutel schmälert. Nicht selten wurden sie getrennt. Eifrige Käufer schoben sich zwischen sie, die wenig Zeit hatten, oder in ihrem gierigen Kauf-eifer gewisse Höflichkeiten überfahren. Einmal kam der Mann neben eine junge Dame zu stehen, deren Aussehen ihn fesselte: sie war klein und zierlich, schien sehr gut gewachsen zu sein, hatte eine bräunlich-gelbe Gesichtsfarbe — es war eine Asiatin. Entweder eine Japanerin oder eine Chinesin oder eine Javanerin — — — welcher Europäer vermag das zu entscheiden! Sie hatte nicht die Schlitzaugen, die jenen Rassen eigentümlich sind; sie war völlig europäisiert; aber sie war unverkennbar eine Ostasiatin, noch dazu eine auffallend zierliche und schöne Frau. Der Mann sah sie genauer an, und — wie es ihm schien — auch in den Augen der schönen Fremden bligte etwas auf, das Aufmerksamkeit oder auch Erschrecken sein konnte. Der Mann war ein wenig irritiert, sah noch seiner Frau um und ging

schnell davon. Er fand jedoch seine Frau nicht wieder; das Gedränge war zu groß. Die Frauen von ganz Paris schienen in diesem Warenhauser zu stecken; wenigstens konnte man das nach der Fülle und dem Gedränge annehmen. Die Frau blieb verschwunden. Der Mann ließ, soweit man dieses Schicksalsdrängen denken nennen konnte, über Treppen, fuhr mit dem Lift von einer Etage zur anderen, suchte, machte sich auffällig bemerkbar — aber keine Frau war und blieb verschwunden.

Mit einem Male stand er an einem Tiische, auf dem seidene Strümpfe lagen, und ihm gegenüber, an der anderen Tischseite stand wieder jene Asiatin. Der Mann sah sie an; sie sah ihn gleichfalls an und schien ein wenig verlegen zu werden. Sie wandte sich langsam ab und ging davon. Der Mann ging ihr nach. Es lag ihm sicher nichts daran, die Dame kennenzulernen und sie anzusprechen. Er fand nur Gefallen an ihrer Art, an ihren Bewegungen, an ihrem hüschenden, leichtfüßigen Gang. Bald verlor er sie erneut im Gewühl, fand sie jedoch zehn Minuten später, als er ausschließlich an seine Frau dachte, im untersten Geschloß wieder, wo sie kleine, glitzernde Armbänder prüfend betrachtete. Wieder entdeckte sie ihn, erschraf, starrte ihn an, wandte sich brüskt ab und ging zur Tür hinaus. Den Mann wunderte dies, und da die kleine Ausländerin ihn ohnedies lebhaft interessierte, ging er ihr schnell nach, holte sie auf der Straße ein, küßte den Hut — und ehe er ein Wort sagen konnte, schlug sie ihm die Faust ins Gesicht. Einen regelrechten Kinnhaken! Er taumelte ein wenig, verlor den Hut, und als er ihn vergeblich aufhob, sah er zu seinem Erstaunen, wie die kleine Asiatin plötzlich etwas verlor — unter ihrem Rock rutschten zwei Armbänder hervor, klirrtten auf das Pflaster, ein paar neue lederne Damenhandschuhe folgten, dann ein Paar seidene Strümpfe — und als sich der Mann aufrichtete, sah er, wie sich die Leute um ihn und die erblakte Asiatin scharten. Er sah auch seine Frau lächelnd auf sich zukommen. Dann tauchte ein Schutzmann auf. Die Asiatin — das stellte sich bald heraus — war ein Mann, ein Chinese, ein berückelter Ladendieb, der den Mann für einen ihn beobachtenden und verfolgenden Warenhausdetektiv gehalten hatte.

Die Leute lächelten und lachten. Der

wenn auch zu Zeiten wenig mehr möglich ist, als Schlimmstes abzuwehren, Böcher zuzustopfen, wo besser neu geschaffen würde.

Um so eher wird das Weihnachten der Menschheit kommen, je einiger das Proletariat als der zu Unrecht unterdrückte

und um seine Menschenrechte lange genug geprellte, weitaus überwiegende Volksteil in seinem Kampfe ist! Dieses Wissen soll auch unter uns blühende Augen entfachen, wenn an uns die Forderung herantritt: Denken Sie an Weihnachten!

Sprichwörter gegen die Frau.

Bezeichnende Vorurteile des vergangenen Jahrhunderts.

Die bürgerliche Gesellschaftsordnung hat in allen Ländern und bei allen Völkern seit Beginn des geschichtlichen Zeitalters der Frau stets eine untergeordnete Rolle zugesprochen; sie hat sie als dem Mann nicht gleichwertig behandelt. Vereinzelte Ausnahmen, wie sie in der Geschichte der Naturvölker zum Beispiel anzutreffen sind, bestätigen die Regel. Es blieb dem Sozialismus vorbehalten, für die Frau die Stellung zu erkämpfen, die ihr in der Weltgeschichte, in der Politik und in der Gesellschaft zukommt. Hier ist erst der Anfang gemacht, und es bedarf noch gewaltiger Anstrengungen, ehe jene alten Vorstellungen und Vorurteile gänzlich ausgemerzt sind. Besonders charakteristisch für diese Haltung der Männerwelt sind die Jahrhundertealten Sprichwörter die uns überliefert wurden.

Am gelindesten verfährt noch das deutsche Sprichwort: „Wenn Frauen aneinander gehen, bleiben sie noch lange stehen.“ Aprilwetter und Frauenthüm sind veränderlich von Anfang an! Diese beiden Sprichwörter sind garnicht einmal so arg. Wespizier allerdings klagt schon dieses: „Ein Mann ist mehr wert, als zehn Frauen!“

Nun hebt ein großes Mißtrauen an: „Frau, Mühle und Schiff mangelt immer etwas“, „Wer eine Frau zu bewachen hat, ist keines Tages sicher“, „Die Frau verführt zum Guten wie zum Bösen, verführt aber immer!“, „Einer Frau und einem Glas droht jede Stunde etwas“, „Die Frauen haben immer anderthalbmal recht!“

In Frankreich heißt es: „Ein Mann von Stroh wiegt mehr, als eine Frau von Gold“, „Wo Weiber sind, sind auch Teufel“, Schwiegermutter und Schwiegertochter sind Sturm- und Hagelwetter! „Eine schöne Frau, ein schlechter Verstand“, „Die Frau, der Wind und das Glück ändern sich beständig.“

Weiter, die Italiener: „Wenn ein Mann einen Pfennig verliert und eine Frau, so wird er den Pfennig vermissen!“, „Will man ein Mädchen heiraten und ein Pferd kaufen, so soll man sie beim Nachbar suchen!“, „Eine Frau, die zu oft am Fenster steht, ist wie eine Weintraube auf der Landstraße.“

Der Russe sagt: „Zwei Weiber bilden eine Versammlung, drei eine Hölle!“, „Der Hund ist klüger als ein Weib, er bellt nicht seinen Herrn an!“

Der Spanier legt sein Bekenntnis in folgenden Sprichwörtern ab: Zunächst noch gelinde: „Weiber sind das Paradies der Augen, das Fegefeuer des Teufels und die Hölle der Seele!“, „Wer eine Frau nimmt, und wer einen Kalb am Schwanz packt, kann sagen, daß er nichts bekommt!“

Der Schotte meint: „Besser halb gehent, als unglücklich verheiratet!“, „Frauen und Glas sind zerbrechliche Dinge“, „Es ist traurig für eine Frau, wenn sie keine Junge hat, aber gut für den Mann, der mit ihr verheiratet ist!“

Bezeichnend sind jene Sprüche, die im Tierdrehfalle der Frau eine Vereinerung des Mannes sehen. Beispielsweise: „Der Tod der Frauen und das Leben der Schafe machen Leute reich!“, „Wem die Frauen gut sterben

und die Bienen gut schwärmen, der wird bald reich!“, „Eine tote Frau ist so gut wie 200 Taler Gold“ und ein weiteres Sprichwort meint, daß „Auf der Welt nichts eenderes ist, als eine reiche Frau zu haben!“

Der bekannte Robiner schrieb nach einem Bombardement seiner Heimatstadt an Gellert folgende bezeichnende Zeilen, die auch verschiedenes durchleuchten lassen, wovon wir gerate reden: „Ich habe alles verloren und würde nun mit meiner Frau hungern müssen, wäre ich so dumm gewesen, mich zu verheiraten, so hungere ich doch nur allein! Meine Zukunftsige muß wenigstens 3000 Taler mehr haben, so hoch steigt mein Verlust, nur kein eigenes Haus. Ich stelle mir das schrecklich vor, eine Frau wegen des Hauses zu nehmen und das Haus durch Feuer zu verlieren, ohne daß die Werte Hälfte mit verbrennt!“

Zur Zeit Ludwigs XV. gab es in Paris einen Kangel-Büchdner, den Vater Bridaine, der eines Sonntags einmal den weiblichen Kirchensuchenden erklärte: „Meine Damen! Soviel Haarnadel Sie in ihren Haartürmen tragen, von sibielen Karren voll Teufel werden Sie eines Tages gestochen werden! Sie besitzen Perlen, Bänder, Spitzen, Straußfedern und nicht eine Tugend! Wie gefällig sind Sie gegen die Betrugung, die der menschliche Leib heißt! In ewigen Kesseln werden sie brodeln!“ Ein anderer sagte er folgendes: „Meine Damen, ich benachrichtige Sie, der Teufel hat die erste Hypothek auf Sie!“ An der Spitze einer Prozession rief der Vater ein andermal aus: „Neht Schwestern, werde ich Sie alle nach Hause bealeiten!“ — und führte sie auf den Friedhof! —

Und was sagte Jean Bar? „Wie schlimm die bösen Weiber sind, errät man aus den guten. Der beste Mann hat mit dem schlimmsten Weibe eine viel größere Hölle, als die beste Frau mit dem schlimmsten Manne!“
S. M.

Die vierundzwanzig Stunden der Dame.

Ein Geschäftshaus — kein Warenhaus, sondern ein sogenannter ehrsammer Kaufmann — will seine Ware los werden. Das ist sicherlich keine Sünde. Der Mann handelt mit schön gefärbten Stoffen. Auch das ist keine Sünde.

Zu besagtem Zweck druckt er einen Prospekt mit Bildern. Und hier fängt die Sünde an. Vielleicht ist es auch nur eine grobe Geschmacklosigkeit. Nun, ein geschmackloser Säufer ist noch immer nicht der ärgste...

Dieser Prospekt heißt: „Die 24 Stunden der Dame.“ Wer Glück hat, wie meine Frau, kriegt ihn auf der Straße in die Hand gedrückt.

Folgendermaßen beginnt er: Links liegt ein weibliches Wesen, von dem man nicht weiß, ob es Bardame, Weltmeisterin im Golf oder Operettensängerin ist, in einer Art Bratpfanne, die sich bei näherem Zusehen als Bett, als Himmelskette, entpuppt. Auf der rechten Seite illustriert dieses Bild ohne Worte folgender Ver:

„Es ist 9 Uhr, gnädige Frau.“ — „Ach, Marie, Sie sind es! Ist es wirklich schon so spät?“ — „Jawohl, gnädige Frau.“ — „Ach, Marie, da muß ich mich ja fürchtbar beeilen. Schnell meinen Morgenrod.“

Dieser geistreichen Duvettüre folgt folgende tief sinnige Feststellung:

Aufstehen gehört zu den schwierigsten Entschlüssen des Tages. Und doch: Heraus aus der molligen Steppdecke, hinein in die Pantoffel — und gleich an die Tagesarbeit, wenn man noch so müde ist.

Nun kommt diese „Tagesarbeit“, die man machen muß, wenn man noch (!) so müde ist:

„Zum ersten Frühstück muß man allein sein. Ruhe vor dem Sturm! Was hatte ich heute alles vor: Anprobe, Handtücher reinigen, mit dem Bully zum Photographieren, Lunch mit Hans, Tee bei Hella, ein paar farbige Taschentücher für den Geburtstag tante Elisabeths besorgen. Ach, der Tag ist viel zu kurz!“

Man begleitet man an Hand des Büchleins das besagte Frauentzimmer in alle Details dieser „Tagesarbeit“, sieht sie mit Hans lachen und den Bully photographieren. Auch wird vorn und hinten an ihr anprobiert. Dazwischen hört man etwas von einer Verlobung, die das Frauentzimmer „richtiggehend erschüttert“. Dann kommt, so in der Mitte dieses Arbeitstages, das schließlich Unstärkerische:

„Der Fünftürer ist die schönste Stunde des Tages. Ein bißchen Matich, ein Täschchen Tee, die neuesten Berichte über Freunde und Freundinnen, über Sandwich-Rezepte, Scheidungen, Verlobungen...“

Aber ganz zum Schluß noch die Belohnung für all diese aufregende Arbeit:

„Hans, ich trinke schnell einen Cocktail — wirklich mit einem einsigen! Aus dem großen Glas, das schmeckt so gut!“

„Gerda, ich freue mich schon darauf, wenn du deinen kleinen Schwips kriegst! Dann bist du süß.“

„Dieser Tango ist unerhört rhythmisch!“

„Ich finde, wir sind jetzt mindestens so gut eingetanzelt, wie das Bortänzerpaar! Was meinst du, können wir uns nicht sehen lassen?“

„Ach, Liebbling, man sollte während eines so himmlischen Tangos gar nicht reden!“

Ja, so ist das Leben! Im Jahre des Heils 1930! Beruhigt darf deshalb der Verfasser des Prospektes mit folgender Feststellung schließen:

„Der Tag der Dame ist zu Ende. Herrliches Bett, sanftes Kuschelkissen! Leichte Träume spielen in Ihren Schlaf hinein: eine leise Jazzband aus Autobussen, Banjos, Telephonklingeln, lahenden Stimmen. Aber Frau Gerda schläft...“

Frau Gerda schläft... Friede ihrer Aschel

Wie herrlich und sozial ausgleichend wirkt dieses Dings gerade in der Gegenwart?!

„Warum die Vögel singen.“

„Der Gesang ist nicht nur ein Preislied an die Vielgeliebte. Das Männchen, ganz im Panne der einen, jäh und beklings wirkenden Gewalt, die es hinaushebt über sich selbst, entläßt nun im Gesange all die verwickelten und vielfältigen Erregungen, die es nicht mehr in einen einfachen Schrei zusammenpressen kann: das Ja zum Ich, zur eigenen Kraft und eigenen Schönheit, zu seiner Lebenslust und seinem Platz an der Sonne... Als Wächter seines Bezirkes mit das Rotkehlchen in endlos abgewandelten Phrasen allen kund und wissen, es sei der Besitzer dieses Reichs und habe vor, Herr daselbst zu bleiben. Denn für den Vogel

heißt singen auch: einen Hebertaf erhalten lassen. Angesichts der schönen Weibchen beschimpfen sich die Nebenbuhler laut. Von einer Baumkrone zur andern werfen sich die Hinkenmännchen unaufhörlich ihren triumphalen Rehrreim an den Kopf, als begehrten sie des Gegners letzten Haemzug. Tief drinnen im Sogeborn singen zwei Nachtigallen Aug in Aug immer wieder einander an, als wollten sie sich das Geheimnis entreißen, dadurch der Gesang noch schöner wird. So steigt über Wiesen und Wälder, schmetternd oder gedämpft, süß oder herb das Gepräge der Männchen, das von Ort zu Ort sich weiterplauzt! ... Beim Singen, dieser besessenen Entspannung vitaler Ueberfülle, die der Vogel nicht bei sich behalten kann, nimmt das Männchen oft seltsame Stellungen ein, bald tobende, bald reglose, welche die tiefe Erschütterung des Lebens verraten und es verkären."

Diese kleine Textprobe ist einem Buche entnommen **„Warum die Vögel singen.“** Von Jacques Delamain. Bibliographisches Institut V. G., Leipzig, 208 Seiten, das nicht nur im besondern jeden Vogelliebhaber, sondern auch jeden Naturfreund entzücken wird. Soviel Jannigkeit, Naturtiefe und feinste Beobachtung ist in dem Buche enthalten, daß man fast erschaut ist, in dem Verfasser einen Franzosen vorgestellt zu bekommen. Er hat nicht, wie es in der Vorrede von Jerome und Jean Tharaud heißt, Urwald und Steppe durchquert. Ein kleines Nistenschloß, die Charante, unter schmales Nisthaken, ein Baumzweig, ein Stückchen Himmel und ein paar Wölkchen war sein Bereich. Hier hat er im wesentlichen seine Beobachtungen, seine Entdeckungen gemacht. Mehr als hundert Vogelarten sind es, deren Leben, Gewohnheiten und Eigenheiten er viele Jahre hindurch mit leidenschaftlichem Interesse und tiefstem Verständnis studiert hat, nur ausgerüstet mit seinem Feldstecher. Er will der Allgemeinheit reichlich von der Freude mitteilen, die das Leben in engerer und tieferer Fühlung mit der Natur gewährt, und das ist ihm in dem Buche in vollem Maße gelungen.

Bestellte Geschichten, Arthur mit dem langen Arm n. w.

Erich Kästner, unsere Lesern durch seine satirischen Zeitgedichte wohlbekannt, hat schon im Vorjahre den Text zu einem reizenden Jugendbuch (**„Emil und die Detektive“**) geschrieben, er hat auch heute mit dem Illustrator des genannten Buches zwei humorvolle und entzückende Jugendwerke, diesmal in Versen, geschrieben. Es sind zwei Bilderbücher: **„Arthur mit dem langen Arm“** und **„Das verberzte Telephon“**, beide im Verlag Williams & Co., Berlin-Grunewald, erschienen. Man kennt Kästners kluge, einprägsame, von sprühenden Einfällen erfüllte Verse. Er hat auch hier sich bewährt. Seine buntenartigen Zeichnungen sind der heutigen Zeit, dem heutigen Alltag entnommen, aber sie sind wahrhaftig nicht alltäglich. Sie werden jedem Kinde, aber auch dem Hochbejahrten, prächtig gefallen. Die von Walter Tietz beigezeichneten Illustrationen sind einfach meisterhaft.

Im selben Verlage ist unter dem Titel **„Bestellte Geschichten“** ein erstklassiges Jugendbuch von Dorothy Canfield erschienen, das neue Erzählungen zu einer neuen Idee enthält. Tommy, der Held des Buches, läßt sich von seiner Mutter Geschichten erzählen, indem er jedesmal irgend ein paar unzusammenhängende Gegenstände, wie zum Beispiel einen Karffelack ein zerbrochenes Fahrrad, einen Kuss, der sich in der Falle gelangen hat, ein Kappjers Kato und ein brennendes Haus anwendet, die alle in der Geschichte eine Rolle zu spielen haben. Die Geschichten sind lustig, spannend und eindrucksvoll. Zum Nacherfinden und Nacherzählen empfohlen. Die Illustrationen von Karl Holt, an Goldschmiede erinnernd, sind dem Ton der Erzählungen trefflich angepaßt.

„Abenteuerliche Reife des kleinen Schmiedebild mit den Zigeunern.“ Gedruckt von Elisabeth Waller. Verlag Herder u. Co., Freiburg im Breisgau. Preis geb. 3.80 M. Größere Schulungen und Schulmadel werden das Buch mit lebensschillernder Anteilnahme lesen. Der kleine Schmiedebild kommt zu Zigeunern und wird von diesen kreuz und quer durch das deutsche Land geführt, wobei er vieles kennen lernt und mannigfache Erfahrungen macht.

„Karlmann und Flederwisch oder was zwei lustige Gesellen auf ihrer merkwürdigen Weltreise erleben.“ Eine Geschichte von Wilhelm Matthesse n. Bilder von Johannes Thiel. Verlag Herder u. Co., Freiburg im Breisgau. Karlmann und Flederwisch, es sind zwei Gestalten, die Pakt und Paktodon an Drolligkeit weit übertreffen. Ihre Abenteuer in aller Welt werden reifere Kinder begeistern.

Was mancher nicht weiß.

Eigenartige Zeitungen hat es zu verschiedenen Zeiten gegeben. So wurde in Paris eine Zeitung herausgegeben, die den Namen **„Le Monchoir“** (Das Taschentuch) hatte. Sie war auf Stoff gedruckt und der Leser sollte sie nach beendeter Lektüre als Taschentuch benutzen. Noch weiter ging eine andere Zeitung. Sie wurde auf feinem weißen Stoff gedruckt und der Leser sollte sie nicht nur lesen und als Taschentuch benutzen, sondern sollte sie dann an die Verlagssfirma zurückgeben, die die Taschentücher waschen und immer von neuem bedrucken ließ, bis sie schließlich verbraucht waren. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde bei einer großen Influenza-Epidemie in England eine Zeitung herausgegeben, die ganz mit Eukalyptus-Öl getränkt wurde. Sie fand reißendes Abiaz. In Madrid kam vor einigen Jahren eine Zeitung heraus, die **„Luminaria“** hieß und, wie ihr Name besagt, leuchtete, so daß sie im Dunkeln gelesen werden konnte, da zu der Herstellung der Druckeriswärke Phosphor verwendet worden war.

Katzenbasen wurden in England, bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bestraft, indem sie, mit einem Maulkorb angetan, öffentlich am Pranger stehen mußten.

— Heiteres. —

In der Schule. Lehrer: „Wie nennt man zum Beispiel einen Menschen, der unausgeseht redet und redet, ganz gleich, ob es seine Zuhörer interessiert oder nicht?“ — Schüler: „Einen Lehrer!“

Wahres Geschichtchen. Ein Bub drängt sich beim Beichten vor und ärgert dadurch einen anderen, der sagt: „So, jetzt bin ich noch im Zustand der heiligmachenden Gnade — ich komm' aber schon wieder raus, dann kommst dich freuen!“

„Reichtum und Armut“ heißt der Schlußaufsatz, den Hanschen mit folgenden Sätzen beginnt: „Die Sterblichen sind alle gleich. Es kommt nicht auf den Anzug oder das Kleid an, sondern auf den Menschen, der drin steckt. Wenn einer schäbige Hosen trägt, dann ist doch die Hauptsache, daß ein warmes Herz darin schlägt!“

Er fühlt sich nicht wohl. „Papa, kann ich heute mal zu Hause bleiben, ich fühle mich nicht wohl!“ — „Wo denn, mein Junge?“ — „In der Schule!“

Medizin. Der Dr. Prantel in Baldhofen ist ein begnadeter Menschenkenner — erquickend besonders, wie er eingebildete Kranke zu behandeln weiß. „Sel ja, Frau Ministerialrat? Eingentommenen Kopf haben S', Müdigkeit im ganzen Körper und ein gewisses Schwindelgefühl im Herzen? Damit, liebe Frau Ministerialrat, gehen Sie zum Kurstischer — der kann Ihnen helfen. Denn wann S' mit solchen Tummheiten zu an richtigen Arzt kommen, zum Beispiel zum Dr. Prantel in Baldhofen, der gibt Ihnen einen Trift in den Hintern, Frau Ministerialrat, daß S' leppüber auf die Straße fliegen, Frau Ministerialrat!“

Umschreibung. „Sag', lieber Freund, was versteht du unter Defizit?“ — „Defizit ist das, was man hat, wenn man weniger hat, als man gehobt hat, als man nichts hatte!“

Kenzeichen. „Ich habe gefunden, daß reichhaberiße Menschen meist blaue Augen haben.“ — „Stimmt, zumal nachher!“

Schach-Gee.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Poettinig Nr. 65 bei Leipzig-Ohnau.

Wichtigstes aus der Endspiellehre. (Schluß.)

Springer gegen Springer und Bauern. Das Spiel bleibt bei einem Bauern meist unentschieden. Die Erfahrung lehrt, daß vorgeückte Turm- und Springerbauern noch die melste Aussicht haben, unter günstigen Umständen das Verwandlungsfeld zu erreichen, so beispielsweise in den nächsten zwei Stellungen.

Springerbauer



Weiß am Zuge gewinnt durch 1. b6 Sb7, 2. Sc6 Sc5!, 3. Ke8 Sa6, 4. Sc7† und gewinnt.

Turmbauer



Weiß am Zuge gewinnt mit 1. Sa6† Ke8, 2. Sc7 Kd7, 3. a6 Sc6, 4. Sb5 Sc7!, 5. Kb7! Sc6, 6. Sd4 Sa5†, 7. Kb8 Sc4, 8. a7 Sb6, 9. Kb7 Sa8! 10. Sc6 oder 11. gewinnt.

Gegen Springer und zwei Bauern wird der einzelne Springer regelmäßig verlieren, doch gibt es auch Ausnahmen.

Von praktischer Bedeutung ist auch der merkwürdige Fall, daß ein einzelner Springer gegen Turm und einen Bauern mitunter das Spiel noch halten kann, wie aus den nächsten zwei Stellungen ersichtlich ist.



- 1. Kg2 Ke2
- 2. Tg3 Sf5
- 3. Th3 Sd4 remis.

Remisstellung



Das Spiel bleibt unentschieden. Der Turmbauer würde in sonst gleicher Stellung gewinnen, da er aufgegeben und der Springer erobert wird.

Zum Schluß muß noch bemerkt werden, daß in dem öfters vorkommenden Kampf zweier leichter Offiziere gegen einen Turm und zwei Bauern die erstern insofern im Nachteil sind, als nur für ihre Partei Verlustgefahr besteht. Verbundene bereits vorgeückte Bauern werden oft gewinnen, doch läßt sich dieses sehr verwickelte Endspiel nicht näher analysieren.

zur Beachtung!

Da wir beabsichtigen, möglichst nur Schachaufgaben eigener Produktion für unsere Schachbecke zu verwenden, ersuchen wir alle diejenigen Genossen, welche sich mit Problemkompositionen befassen, solche an obenstehende Adresse einzusenden.

Erwünscht sind hauptsächlich Zweizüger oder höchstens Dreizug-Aufgaben, die dann nach Ueberprüfung der Reihenfolge nach veröffentlicht werden.

Wir erhoffen rege Mitarbeit. Scharoch.